

Das Glücksschweinchen

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **45 (1941-1942)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667826>

Nutzungsbedingungen

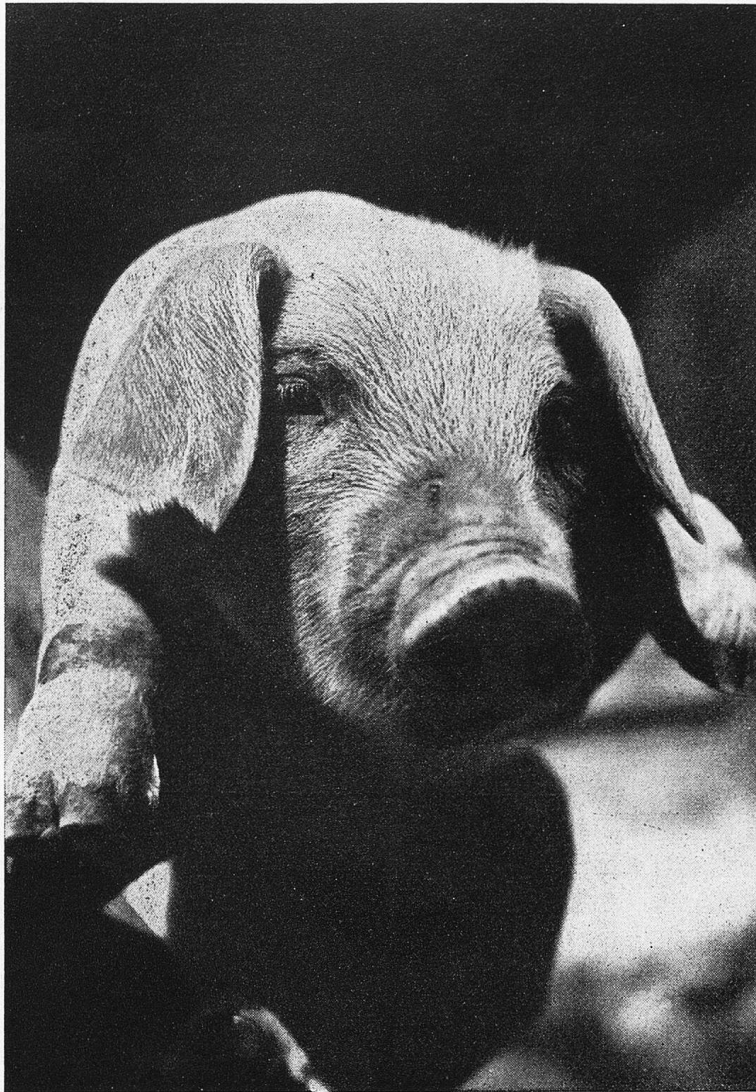
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Glücksschweinchen

Das neue Jahr steht vor der Tür.
Wird's uns gewogen sein?
Was bringt es mir, was bringt es dir?
Wird unsre Saat gedeihn?

Wir schauen schon manch schönes Ziel
Und wenden Mühe dran.
In meinem Kopfe pocht's: Ich will!
Das Herz fragt: Ob ich's kann?

Wie alles wird, wie alles kommt,
Liegt nicht in unster Hand.
Und was dem einen heute frommt,
Hat's morgen noch Bestand?

Ob es dir grollt, ob es dir lacht,
Füg dich in das Geschick!
Du brauchst der Sonne Glanz und Macht,
Auf allen Pfaden Glück.

Da sieh: ein Schweinchen wunderbar
Grüßt dich zur rechten Zeit.
Herbei! Jetzt weißt du, daß das Jahr
Dir lauter Rosen streut!

Ernst Eschmann

legt. Sein irdischer Kreis ist geschlossen, sein Werk getan. Der Mensch schaue auf zum Kirschbaum. Er spendet Schatten gegen die Hitze, er spendet Schutz gegen Sturm und Regen, er spendet seine Frucht gegen Hunger und Durst. Er spendet den Schatten, den Schutz und die Frucht nicht sich selber, sondern andern. Das ist sein Sinn. Der Mensch sei wie der Kirschbaum. Wer würde den Baum preisen, der seine Früchte nicht andern zulieb reifte? Es gibt Pflanzen, die so tun, ihr alle kennt die Tollkirsche. Sie schmückt mit ihrer Frucht sich selber, keinen freut sie. Man nennt sie eine Giftpflanze, man warnt die Kinder vor ihr. Sie erscheint uns wie eine Irrung der Natur. Wie kann man bei Pflanzen so wohl unterscheiden und bei Menschen so schlecht? Wie kann man ruhigen Gewissens vom Baume alles nehmen, wenn einem selber das Geben und das Gute nicht von der Seele will? Ihr werdet sagen: „Was nützte es dem Kirschbaum, wenn er seine Früchte für sich behielte?“ Ich sage euch: „Was nützt es dem Menschen, wenn er sein Leben auf ein Geldstück stellt?“ Der Habsüchtige ist immer der Unglückliche. Jedes harte Herz ist vom Glück ausgeschlossen. Der Mensch sei wie ein guter Kirschbaum. Wenn er längst umgesunken ist, erzählt man sich: „Hier stand einmal der Baum, der die roten Früchkirschen trug, mir ist, ich spüre ihre Süßigkeit noch auf der Zunge, so erquickende Kirschen wachsen in der ganzen Gemeinde nicht mehr. Stirbt etwa die alte Sorte aus? Verhüt' es Gott! Laßt uns neue gute Reiser suchen und aufpfropfen! Sie werden sich finden! Wie könnte der Herr unsern schönen Baumgarten verkommen und absterben lassen?“

So etwa sprach der alte Pfarrer. Reinhart war zuerst enttäuscht, er hatte eine Schilderung des Wesens seines Großvaters erwartet und hörte nun ein Gleichnis in unbeholfen nachgemachtem testamentlichen Stil. Was hätte ein guter Redner aus dem langen, schönen Leben Abrahams machen können! Erst als der Pfarrer fragte: „Stirbt die alte Sorte aus?“ erfaßte er den ganzen Sinn der Abdankung, und bereute es, nicht besser hingehorcht zu haben. Er hatte fast immer nach Melchior geschaut und dem Rätsel dieses Eigenbrödlers nachgesonnen, der sich den Weg zum Vater zurück so unbedacht und eigensinnig verlegt hatte.

Was mochte jetzt in ihm vorgehen? Er hatte unverwandt nach dem Munde des Pfarrers geschaut und sich von Zeit zu Zeit in den Bart gegriffen oder die Augen gewischt.

Das Klingeln von Ferdinands Säbelscheide, die auf den Boden aufschlug, hallte hart durch den Raum. Wie auf dieses Zeichen erhob man sich zum Schlußgesang. Als die Töne verklungen waren und Reinhart wieder nach Melchior hinsah, drückte er sich eben zur Türe hinaus. Reinhart ging ihm nach, aber der Dunkel war wie vom Boden verschlungen. Er stieß auf Mauderli und fragte ihn nach Melchior. „Lassen Sie ihn, er geht seine eigenen Steige,“ antwortete salbungsvoll der ehemalige Theologiestudent. „Der ist auch noch von der alten Gollsterhofforte. Schöne Abdankung, aus der andern Welt.“ Damit wandte sich Mauderli dem Wirtshaus zu, das sich klug berechnend fest an die Kirche anlehnte.

Die Leidtragenden kehrten nach dem Gollsterhof zurück, wo unterdessen das Leichenmahl bereitet worden war. Man ging mit kurzen Schritten, mit Rücksicht auf Annabab, der die Füße zu versagen schienen. Beim Essen sprach man noch eine Zeitlang von dem Toten, dann wurde das Gespräch allmählich weltlich und geschäftsmäßig, der Alltag streckte seine klobigen Finger in die Bauernseelen, sobald Speise und Trank ihm vorgearbeitet hatten. Am untern Ende des Tisches fing man von Viehpreisen zu sprechen an, in der Mitte erklärte einer seine elektrische Füttererschneidemaschine, und ein anderer wartete mit Ungeduld, bis er ein Loblied auf seinen neuen Selbhalter singen konnte. Am obern Ende, wo Ferdinand ehrenhalber saß, ließ man sich über die Manöver unterweisen, hätte aber auch lieber von landwirtschaftlichen Dingen gesprochen. Auf einmal fing ein Feuerlein zu flackern an und schlug immer höher auf. Das Land wollte sich an der Stadt wehen. Die Bauern gossen ihre Erbitterung über die Fabrikler aus, die ein Herren- und Faulenzerleben führten und bei neunstündiger Arbeit und sicherem Lohne knurrten, während sie vierzehn und mehr Stunden an der Sense, am Pflug oder am Karst buckeln mußten und bald durch Frost und Hagelschlag, bald durch Dürre und endloses Regenwetter zu Schaden kämen. Und als wäre das nicht genug, lockten

ihnen die Städter die Knechte und Mägde, ja, die Söhne und Töchter weg. Hans Rudolf, der etwas rasch getrunken hatte, war das Sprachrohr dieser Ansichten. Ferdinand hörte ihm eine Weile ruhig zu. Endlich wurde ihm das Schelten zu toll. „Es wird in der Stadt nicht nur spekuliert, es wird auch gearbeitet,“ warf er dem Bruder scharf hin.

Hans Rudolf polterte los: „Ich habe nun fünfundfünfzig Jahre hier ausgehalten und mich geschunden. Und ich kenne einen, der mit fünfzehn davonlief und sich nun über mich lustig macht! Du bist vom Hof gelaufen, Ferdi, der Melcher hat sich vom Hof gestohlen, aber der Hans Rudolf, der Esel, soll nicht an die Stadt denken, der ist für den Hof einfältig genug, und seine Frau auch.“

Nun fing auch Alga zu zetern an. Sie fand sich so erbarmungswürdig, daß sie aufschluchzte. Annabab stand auf und bat alle, an diesem Tag auf Frieden zu halten.

„Nein,“ rief Hans Rudolf, „heut' soll endlich Ausschwinget sein.“

„Ich komme nach den Manövern einmal herüber,“ suchte ihn Ferdinand zu beschwichtigen. „Dann besprechen wir alles. Die Mutter hat recht, heut' schießt sich dergleichen nicht.“

„Heut' muß dem Faß der Boden ausgeschlagen werden, ich will wissen, woran ich bin!“ bullerte der Wein in Hans Rudolf. Seine Frau unterstützte ihn: „Es kann zuhören wer will, je mehr Ohren, desto besser!“

Die übrigen Verwandten hielten sich trotz dieser Einladung für überflüssig und verabschiedeten sich hastig und gedrückt.

Hans Rudolf trank, als sie fort waren, sein Glas auf einen Zug leer und schlug es auf den Tisch: „Ich hab' gestern in der Kommode des Vaters nachgesehen und merkwürdige Sachen gefunden. Er hat dir Geld vorgeschossen.“

„Gewiß, als ich die Fabrik vergrößerte.“

„Das war mir unbekannt, aber ich wußte nicht, daß es so viel war.“

„Ich habe es regelmäßig verzinst.“

„Ja, das hast du, aber wie! Zu dreieinhalb! Ha!“

„Das war der Zinsfuß damals.“

„Mag sein, aber der Zinsfuß ist hoch gegangen. Und wenn dich der Vater nicht steigern

wollte, so hättest du so, wie soll ich sagen, so anständig sein sollen, — — —“

„Das Wort verbiet' ich dir!“ fuhr ihn Ferdinand an, und seine Augen schossen aus den Höhlen. „Ich habe ihm manchmal einen höheren Zins angeboten, er wollte nichts davon wissen.“

„Du hättest seine Gutmütigkeit in Geldsachen nicht ausnützen sollen.“

„Ich wiederhole dir, daß er sich weigerte, mehr anzunehmen.“

„Und ich wiederhole dir, daß du mich geschädigt hast! Kurz, ich will das Kapital zurück haben. Ich brauche Geld.“

„Wir brauchen viel Geld,“ ließ sich Alga hören.

„Das Geld steckt im Geschäft. Man kann es nicht von einem Tag auf den andern heraus schöpfen!“ erklärte Ferdinand.

„Dann schöpft es der Richter heraus!“ schrie Hans Rudolf. „Man muß den Sauhasen aufdecken.“

Ferdinand schoß heftig empor: „Mein Ehrenkleid behütet dich!“

„Seht nicht im Streit auseinander,“ flehte Annabab.

Ferdinand riß die Säbelkoppel von einem Nagel herunter, umgürtete sich und näherte sich Annabab, um Abschied zu nehmen. Hans Rudolf wurde auf einmal kleinlaut. „Noch ein Wort, Ferdi,“ sagte er, „ich war zu hitzig, ich bin in der Klemme, meine Geschäfte in der Stadt, du verstehst, ich habe nur vier Häuser, sie verzinsen sich nicht, ich kann sie von hier aus nicht vorteilhaft verwalten, ich muß in die Stadt ziehen.“

„Wir müssen in die Stadt,“ bestätigte Alga.

„Wie viel brauchst du?“ wandte sich Ferdinand, immer noch vor Zorn gerötet, wieder dem Bruder zu.

„Nur fünfzigtausend.“

„Nur? So viel kann ich nicht sogleich aus dem Geschäft zurückziehen,“ knurrte Ferdinand. „Ich mache dir einen Vorschlag: ich bürge dir für so viel.“

„Auch recht!“ nickte Hans Rudolf nach einigem Besinnen.

„Gib mir Schreibzeug!“ Ferdinand setzte sich wieder und warf ein paar Sätze zu Papier. Darauf sagte er: „Du ruinierst dich! Schau zum Hof, das ist die einzige Rettung.“

„Ich kann nicht, wir müssen verkaufen!“

Nun erhob sich Annabab, die klein auf einem Stuhl gefesselt hatte: „So lange ich lebe, wird nicht verkauft. Ich hab' es dem Abraham versprochen.“ Die Tränen rannen ihr aus den Augen.

Ferdinand reichte ihr die Hand: „Sei unbesorgt, gute Mutter! Er wird es sich überlegen.“

Adelheid schlang ihre starken Arme um Annabab und beteuerte: „Es wird nicht verkauft.“ Agathe knirschte: „So schafft's allein!“ und verschwand aus der Stube.

Ferdinand und Reinhart nahmen rasch Abschied. Vor dem Hause stand der Einspanner bereit. Der Knecht Hans Jörg setzte sich stämmig auf den Bock und trieb das Pferd an. Auf der ganzen Fahrt wurde kein Wort gesprochen. Ferdinand sann grimmig ins Land hinein.

Der Wagen rollte durchs Dorf und an der Kirche vorbei. Hans Jörg sah einen Augenblick über die Friedhofmauer und lüftete den Hut vor dem frischen Grabhügel. Dann trieb er das Pferd mit einem scharfen „Hü!“ an, wie um etwas Schmerzlichem zu enteilen. Er saß so fest auf dem Sitzbrett, daß ihn der Wagen kaum rüttelte.

Ferdinand und Reinhart nahmen in einem Abteil zweiter Klasse Platz. Sie waren allein. Draußen nistete sich die Nacht in die Felder. Der Vater begann nach einer geraumen Weile zu sprechen: „Du hast heut' in manches hineingesehen, was nicht schön ist. Hans Rudolf ist ruiniert.“

„Ich bin froh, daß du ihm mit der Bürgschaft geholfen hast. Es war zu peinlich.“

„Ja, ja, so tappt man in den Sumpf. Wer weiß, wann und unter welchen Umständen jener Schein mir — — oder dir wieder vorgewiesen wird.“

Er sprach das wie zu sich selber. Auf einmal straffte er seinen Oberkörper, trieb die Brust vor und stieß den Säbel hart gegen den Boden: „Ich muß etwas Ernstes mit dir besprechen.“

Reinhart lehnte sich in das Polster zurück. Es fuhr ihm heiß am Hals empor: „Eine neue Vergewaltigung,“ dachte er und starrte dem Vater in die Augen.

„Dein Fabrikjahr ist jetzt um,“ sprach Ferdinand mit erzwungener Gelassenheit. „Du solltest nun nach dem alten Plan auf die Hochschule

gehen. Das kann leider nicht sein. Wir hatten ein schlechtes Jahr in der Fabrik, und ich habe sonst noch sehr beträchtliche Summen verloren.“

„Wie das?“ stieß Reinhart in Angst hervor.

„Du hast heut' gesehen, wie's anfängt. Der Mann ist ein politischer Freund von mir und ein sehr zuverlässiger Freund, durchaus ehrenhaft. Er wollte Geld machen, wie viele andere heutzutage auch. Er hat Land gekauft, Bauland, du verstehst, am falschen Ort, unterhalb der Stadt. Ich gab ihm Geld. Das war vor sieben Jahren. Der Handel ging schief. Die Bautätigkeit nahm einen andern Strich, jedermann wollte an der Berglehne hausen, das Land meines Freundes sank und sank im Preise und ist jetzt fast wertlos. Das weitere kannst du selber ergänzen.“

„Aber wie — — —?“

„Verlieren wir keine Worte! Es gilt jetzt, den Schaden wieder gut zu machen, und du mußt mir helfen. Wir müssen aus der Fabrik mehr heraus schlagen, wir müssen rühriger werden. Ich habe mit Herrn Geierling einen Plan entworfen. Wir wollen unsern Kredit besser ausnützen und das Geschäft vergrößern, und, was die Hauptsache ist, uns mehr auf den Export einrichten. Ich habe zu Geierling unbegrenztes Vertrauen, er ist ein weitsichtiger, energischer Kopf. Aber auch du mußt helfen, meine Aufgabe nach und nach übernehmen.“

„Was verstehe ich?“

„Geierling und ich werden dich auf dem kürzesten Wege einführen.“

Reinhart war, es greife ihm jemand mit eisernen Fingern an den Hals. „Es gibt nur einen Weg,“ würgte er hervor, „der helfen kann: du mußt dich aus der Politik zurückziehen, dich ganz dem Geschäft widmen.“

Der Vater schoß auf: „Das kann ich nicht, das tu' ich nicht! Wie? Ich bin kein Selbstmörder! Und dann: begreifst du nicht, daß Geschäft und Politik sich nicht ganz fremd sind? Gerade jetzt handelt es sich darum, durch eine zweckmäßige Zollpolitik für unsere Fabriken bessere Herstellungs- und Absatzmöglichkeiten zu schaffen.“

„Wenn ich dich recht verstehe, willst du deine politische Stellung mißbrauchen — ausnützen,“ verbesserte sich Reinhart.

Er wurde von beklemmender Angst erfaßt. Er

fühlte, daß sein Vater, dessen Rechtschaffenheit bis jetzt niemand bezweifelt hatte, im Begriffe war, an sich Verrat zu üben.

„Ich habe meinen politischen Einfluß bis zur Stunde noch nie für mich ausgenützt,“ erwiderte Ferdinand, „andere haben das besser verstanden. Aber jetzt geht es um alles. Mache ich Bankrott, so ist mein mühsam aufgebautes Leben verpfuscht, ich hätte dann besser gar nie zu schnaufen begonnen. Kantonsrat, Nationalrat, Divisionär und Bankrottierer! Und ihr! Würde die Mutter so etwas überleben? Und Rüngold? Wer heiratet die Tochter eines Verlumpten? Wenn du mir nicht helfen willst, so hilf der Mutter und der Schwester.“

Die elektrische Lampe wurde angezündet. Reinhart sah, daß seinem Vater der Schweiß auf der Stirne glänzte und daß die Kampfstellung, in der er die Auseinandersetzung begonnen hatte, sie eng zusammengedrückt hatte. Reinhart war bis zuletzt entschlossen gewesen, das Ansinnen des Vaters zurückzuweisen. Aber er sah nun die Mutter und Rüngold vor sich und wußte, daß ein Entrinnen nicht möglich war. Er sagte fest: „Es sei.“ Der Vater forschte in seinen Augen und langte nach seiner Hand. Reinhart zog sie zurück und stöhnte: „Wenn man bedenkt, daß es Leute gibt, die wännen, die Sklaverei sei abgeschafft!“

„Man ist eine Masche, man ist erbärmlich in die Welt verstrickt,“ tönte es von den Lippen des Vaters zurück.

Im Quartier fand Reinhart ein Briefchen vor. Er riß mechanisch den Umschlag auf und entnahm ihm eine Visitenkarte mit diesen Worten:

„Jutta von Homberg

verreißt morgen nach England und sendet Ihnen freundliche Abschiedsgrüße. Im Razensammer geschrieben. Gestern bis früh mit Uniformen getanz.“

Die ersten Worte hatten Reinhart wehmütig und doch froh gestimmt. Sie verreißte, wollte in dessen mit ihm in Verbindung bleiben. Aber der banale Nachsatz! Oh, dieser Zwiespalt in dem herrlichen Geschöpf!

Reinhart lag mit offenen Augen auf seinem Strohlager in der weiten Scheune, im Traumreden und Schnarchen der Kameraden. Er dachte an den vergangenen Tag, er dachte an Jutta.

Durfte er, der Verarmte, noch nach ihr schauen? Wie sollte er sie, so wie sie war, glücklich machen? Er verdrängte die Schatten, er wollte sich in die Hoffnung retten. Aber es geriet ihm nur halb. Seine Gedanken flogen hin und her. Bald waren sie auf einem D-Zug, der ins Weite rollte und aus seinen Fenstern links und rechts Lichtbänder auf das dunkle mißmutige Land warf, bald auf dem Gölsterhof, wo die Großmutter jetzt wachte und weinte und Hans Rudolf und seine Olga von der Flucht nach der Stadt, von Reichtum und Wohlleben träumten. Endlich fielen Reinhart die Augen zu und die Traumwelt ging ihm auf. Er war auf dem Hof. Auf einem Tisch lagen Schalen mit Kirschen, roten und schwarzen, alle aßen davon, die einen hielten sich an die roten, die andern an die schwarzen. Ferdinand zog eine schwarze Schüssel zu sich heran und starrte hart darauf. Hans Rudolf griff aus der gleichen Schale eine Handvoll Früchte und legte sie seiner Frau auf den Teller. Er selber griff gierig zu und schob sich drei Beeren auf einmal in den Mund. Die Großmutter und Estherlein blickten zu den dreien hinüber und zitierten miteinander feierlich, im Ton und mit den Handbewegungen des Lateinprofessors Stauber: „Auri sacra fames.“ Reinhart wunderte sich, woher sie das Latein hätten, und war im Begriff, sie danach zu fragen, als die Türe aufging und Jutta hereintrat. Sie hatte die Augen mit ihren dunkeln Wimpern fest zugemacht, ging aber doch mit voller Sicherheit auf den Tisch zu und streckte die schlanke weiße Hand nach den schwarzen Kirschen aus. Reinhart erschrak und stöhnte im Erwachen: „Halt! Es sind Tollkirschen!“

Am folgenden Morgen stieg er müde und mit verworrenem Geist zu Pferde. Er hatte weder Ohren noch Augen für den Dienst. Der Korporal brüllte ihn an und drohte mit Arrest. Man ritt eine Attacke. Durch die Wiese floß ein Bach, über den die Säule setzten. Reinhart mußte halb geträumt haben, jedenfalls überraschte ihn der Sprung. Er stürzte, und die Schwadron brauste über ihn hin. Bewußtlos wurde er aufgehoben. Ein Huf hatte ihn am Kopf schwer verletzt. Wochenlang lag er im Spital. So nahm sein Waffendienst für immer ein Ende.

Das war im Herbstmonat 1909.

(Fortsetzung folgt.)